



Christian Fleck

ETABLIERUNG IN DER FREMDE

Vertriebene Wissenschaftler in den USA nach 1933

Etablierung in der Fremde

Christian Fleck lehrt Soziologie an der Universität Graz. Er war Fellow an der Harvard University (USA) und am Center for Scholars and Writers der New York Public Library sowie Gründungsdirektor des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich (AGSÖ), Präsident des Research Committee Geschichte der Soziologie der International Sociological Association (ISA) und von 2005 bis 2009 Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie (ÖGS).

Christian Fleck

Etablierung in der Fremde

Vertriebene Wissenschaftler in den USA nach 1933

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50173-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Pictorial Statistics, Inc.

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Einleitung	9
1 Gründungsgeschichte(n)	23
Folgenreiche Plaudereien in einem Wiener Kaffeehaus	26
Eine Parallelaktion beim Tee	31
Gentlemen's Generosität	36
In den Räumen der Royal Society	41
Ein anderer Blick auf die Erfolge des AAC	47
Porträt einer Gruppe	51
Die Hilfe der »institutional men« Amerikas	56
Ausbau der eigenen Institution	65
Philanthropen treffen »institutional men« im Century Club	74
2 Die Praxis des Emergency Committee	83
Das Komitee der sieben und seine Hilfskräfte	86
Meinungsverschiedenheiten mit Harvard	94
Die schrittweise Etablierung einer Routine	108
Versprechungen, die nicht gegeben werden konnten	120
Hilfe für einen prominenten Helfer	162
Internationale Kooperationen und Konflikte	164
Siamesische Zwillinge und andere enge Beziehungen	176
Warenhaus und Schaufenster	185
Wofür sollten die Juden schon wieder bezahlen?	190
Verdrängungswettbewerb oder nicht?	198

Leise Stimmen	205
Balanceakte	226
Resümee	244
3 Edgar Zilsel: Exzellente Qualifikationen eines ungeschickten Mannes	251
Anfänge in Wien.	252
Erfahrungswissenschaftlicher Marxismus	254
Erste Schritte in Amerika	261
Ein nicht zustande gekommener Ortswechsel	267
Ein nicht zustande gekommener Kontakt	274
Das große Projekt	282
Zilsels Ende	289
Resümee	291
4 »Who is Ichheiser?« – ein an sich und der Welt Gescheiterter	295
Auf dem Weg zu einer Kritik des Erfolgs.	300
Mühsame erste Schritte.	306
Ichheisers amerikanische Veröffentlichungen.	313
Keiner flog über das Kuckucksnest	318
Resümee	330
5 Paul F. Lazarsfelds amerikanische Anfänge	333
Der Anfang als Rockefeller Fellow.	333
Ein Mentor und andere Amerikaner	341
Transatlantische Subventionen	348
Vom distinguished foreigner zum penniless immigrant	352
Nutznießer des New Deals	361
Der Aufstieg zum Direktor eines besser dotierten Forschungsprojekts	371

6	Schumpeter als Helfer	375
	Nazi-Freund?	377
	Hilfe für entlassene Kollegen.	380
	Persönlicher Rat	386
	Resümee	399
7	Etablierung in der Fremde	401
	Danksagung	426
	Drucknachweise	427
	Abkürzungen.	428
	Tabellen und Grafiken.	429
	Quellen- und Literaturverzeichnis.	431
	Personen- und Sachregister	459

Einleitung

Am 14. April 1933 berichtete die *New York Times* auf ihrer Titelseite unter dem Titel »Prussia dismisses Jewish Educators« darüber, dass die neue Regierung keine Zeit verliere, ein jüngst verkündetes Gesetz umzusetzen, wonach »Personen jüdischer Abstammung und Marxisten aus dem Beamten dienst zu entfernen seien«; »3 Marxist professors«, heißt es im Untertitel, seien unter den ersten 16 Entlassenen. Der preußische Erziehungsminister Rust habe die Entlassung von Universitätsprofessoren angeordnet, von denen 13 jüdischer Abstammung seien. Der drahtlos übermittelte Exklusivbericht aus Berlin zählt dann fast alle Namen der Entlassenen auf:

»Dr. Kelsen of Cologne, Hermann Heller and Dr. Sinzheimer of Frankfurt-am-Main and Dr. Mark of Breslau; four economists, Emil Lederer and Moritz J. Bonn of Berlin, Dr. Loewe of Frankfurt-am-Main and Dr. Feiler of Koenigsberg; two professors of law, Dr. Kantorowicz of Kiel and Dr. Cohn of Breslau; two members of the Bonn medical faculty, Dr. Loewenstein and Dr. Alfred Kantorowicz, and two geologists, Dr. Gunther Nehm of Halle and Dr. Tillich of Frankfurt. The best known of them is probably Dr. Bonn, a disciple of Professor Hugo Brentano and a champion of economic liberalism. [...] The educators ousted today were known objectors to the new regime. All other professors will be requested to answer a questionnaire on their political beliefs.«¹

Dieser Artikel ist mehrfach bemerkenswert. Journalistisch, nicht nur ob der in dieser Zeitung sonst seltenen Fehler und der eigenwilligen Nennung von Vornamen und Titeln (war für die beiden restlichen kein Platz mehr oder waren sie dem Berichterstatter aus Berlin nicht bekannt?), sondern auch, weil die im Untertitel genannten Marxisten rätselhafterweise im Text nicht mehr auftauchen – hat da jemand in der New Yorker Redaktion etwas gekürzt oder hinzugefügt? Historisch, weil der Artikel überhaupt und in dieser Detailliertheit, noch dazu auf der ersten Seite erschienen ist. Doch woher bezog der Autor überhaupt sein Wissen? Wurden die Entlassungen auf einer

¹ *New York Times*, April 14, 1933, p. 1.

Pressekonferenz verkündet oder per Presseagentur mitgeteilt? Ja, es gab, wie man in William L. Shirers Buch² nachlesen kann, Pressekonferenzen, doch ob diese Entlassungen bei einer solchen Gelegenheit kundgemacht wurden, ist unbekannt. Aus zeitlicher Distanz schließlich, weil die 14 angeführten Namen durchaus nicht zu den ersten gehören, die heute jemand nennen würde, der einige Namen der von den Nazis vertriebenen Wissenschaftler aufzuzählen aufgefordert würde; selbst in den Disziplinen, die in dem Bericht hervorgehoben werden, tauchten vermutlich andere Namen eher auf.

Über kaum eine Epoche meinen interessierte Nachgeborene besser Bescheid zu wissen als über jene der Nazi-Herrschaft. Das gilt mittlerweile auch für die Wissenschaften, die lange Zeit zu den zurückhaltend bearbeiteten Feldern zählten. Nahezu jede Universität des ehemaligen Herrschaftsreichs der Nazis hat sich mittlerweile in Form von Veranstaltungen und Publikationen mit diesem Thema auseinandergesetzt und sich dabei auch jener erinnert, die an der Fortsetzung ihres Studiums oder an der Weiterführung ihrer Forscherlebens gehindert wurden. Preise, Institute, Gebäude tragen die Namen derer, die damals ausgegrenzt, benachteiligt und vertrieben oder ermordet wurden. Die Erinnerungskultur hat sie an den früheren Orten ihres Wirkens symbolisch wieder ins Recht gesetzt. So sehr das zutrifft, kann man – an den zitierten Zeitungsbericht anschließend – doch einige Aspekte benennen, die vergleichsweise weniger Beachtung gefunden haben: Was wurde aus jenen, die der Möglichkeit beraubt wurden, ihre bis dahin eingeschlagenen Lebenswege dort fortzusetzen, wo sie sie begonnen hatten? Wohin gingen diejenigen von ihnen, die den Schergen des Regimes entkamen? Wer und was half ihnen, in der unvertrauten Umgebung Fuß zu fassen? In Biografien, die eher über Berühmtheiten als gewöhnliche Wissenschaftler geschrieben wurden, und in einigen wenigen Darstellungen kleinerer Gruppen Gleichgesinnter können wir Antworten suchen; Nachschlagewerke, in denen die Lebensstationen weniger Prominenter verzeichnet sind, können wir konsultieren und das Internet offeriert uns heute in Form von Wikipedia und Ähnlichem eine schier unglaubliche Vielzahl an Einträgen über Personen, über die man noch vor wenigen Jahren kaum in der Lage war, auch nur biografische Eckdaten in Erfahrung zu bringen. Wie bei einem vielteiligen Puzzle ist es aber auch hier ein weiter Weg, bis das angestrebte Bild sich abzuzeichnen beginnt.

² William L. Shirer, *Berliner Tagebuch: Aufzeichnungen 1934–1941*, Leipzig: Kiepenheuer 1991.

Um Fragen wie die eben formulierten geht es in diesem Buch, das sich dem Thema allerdings nicht in der ganzen Breite widmen wird, sondern eine zentrale Problemstellung untersuchen will, die als Etablierungsprozess in der Fremde bezeichnet wird. In den Jahren nach 1933 verließen mehrere Zehntausend Personen, die universitäre Bildungsabschlüsse besaßen oder zumindest ein Universitätsstudium begonnen hatten, den expandierenden Nazi-Herrschaftsbereich; wie viele es waren, wird sich genau nie feststellen lassen, weil diese Personengruppe sehr heterogen zusammengesetzt war, weil einige, die ihr beim Weggang aus Europa noch zuzurechnen waren, sich in der Fremde anderen Berufen zuwandten, und andere, die vor der Vertreibung noch nicht diesen Berufen nachgingen, hinzukamen.³ Fast alle gingen, weil sie gehen mussten, weil ihnen die Studienberechtigung entzogen worden war, sie entlassen worden waren oder ahnungsvoll das Weite suchten, solange das noch möglich war. Eine Minderheit der vertriebenen Bildungsbürger war zum Zeitpunkt ihrer Flucht, Emigration, Auswanderung oder des formellen Landesverweises ihren jeweiligen Fachkollegen im Ausland bekannt – ein Bericht der *New York Times* über die geplante Eröffnung einer »University in Exile« in New York, an der »fifteen Jewish and liberal professors recently ousted from German universities« beschäftigt werden sollten, erwähnte im Zusammenhang mit dem Hinweis auf eine eben begonnene »campaign to raise a capital fund through which the professors' salaries may be paid« dann noch ein Argument, das später nicht mehr Verwendung finden sollte:

»It is hoped that the presence here of several German professors of world-wide fame in their fields may attract students who otherwise might have been tempted to go to Germany for their education.«⁴

Die überwiegende Mehrzahl der Vertriebenen war jedoch im Ausland nicht bekannt. Der gemeinsame Nenner, der bei ihren Etablierungsbemühungen oftmals von Vorteil war, war die Sozialisation, die diese Bildungsbürger im »teutonischen« Wissenschaftssystem erfahren hatten.⁵

3 In Christian Fleck, »Bildungsbürger als Flüchtlinge: Kontexte der Etablierung in den USA«, in: *Transatlantische Verwerfungen – Transatlantische Verdichtungen. Kulturtransfer in Literatur und Wissenschaft 1945–1989*, hrsg. v. Georg Gerber, Robert Leucht und Karl Wagner, Göttingen: Wallstein 2012, S. 23–44 habe ich versucht, die Anteile des deutschen und österreichischen Bildungsbürgertums, die von den Nazis vertrieben wurden, vergleichend quantitativ zu schätzen.

4 »Faculty of Exiles is projected here«, *New York Times*, May 13, 1933, p. 7.

5 Die Bezeichnung teutonisch geht auf einen Vorschlag von Johan Galtung zurück, der vier Wissenschaftskulturen vergleichend analysiert hat: Saxonisch, gallisch, nipponisch

Ende Mai 1933 rückte die *Los Angeles Times* einen Artikel ins Blatt, der »The Plight of the Scholar« übertitelt war und worin berichtet wurde, »Germany is still posting lists of academic proscriptions« und wo es dann weiter heißt:

»A few years ago the German scholar drew students from over the world. Germany was the center of the culture of the race. But now the German scholar is apparently to become an exile. However this is not only true in Germany. The best Italian scholars are wanderers over the world, eking out a scant living as best they can. The distinguished scholars of Russia in the old regime are in exile, living in attics on book reviewing or private tutoring, or engaged in manual work. In Austria and Czechoslovakia they are hemmed in by malignant dictatorships. America is the main carrier of science in the modern world.«⁶

Sieht man davon ab, dass die Behauptung, die Tschechoslowakei sei 1933 eine Diktatur gewesen, falsch ist, hebt dieser Kommentar (ein typischer amerikanischer Zeitungsbericht wäre nicht so meinungsstark formuliert worden) einen Aspekt hervor, der damals und später oft übergangen wurde, nämlich den Hinweis auf aus anderen Ländern geflüchtete Wissenschaftler, und gibt etwas als Tatsache aus, was sich erst in den folgenden Jahren herausstellen sollte – die führende Rolle des amerikanischen Wissenschaftssystems. Der Hinweis auf Wissenschaftler, die anderen Diktaturen entkommen waren, stand im Gegensatz zur Auffassung fast aller, die sich in den 1930er Jahren im westlichen Ausland um vertriebene Wissenschaftler kümmerten. Viele Jahre lang erfuhren nur Deutsche die Gunst der Unterstützung durch Hilfsorganisationen. Als nach dem Ende der spanischen Republik von dort exilierte Wissenschaftler bei dem in New York tätigen Hilfskomitee für »displaced scholars« vorstellig wurden, beharrten dessen Funktionäre auf der Zuständigkeit, die der Name ihres Komitees bis 1938 unmissverständlich zum Ausdruck gebracht hatte: Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars. Und obwohl der Name der Organisation nach dem Anschluss Österreichs geändert wurde – und nun statt »German« »Foreign« stand, weigerte sich das Entscheidungs treffende Gremium des Emergency Commit-

und teutonisch, s. Johan Galtung, »Structure, culture and intellectual style: An essay comparing saxon, teutonic, gallic and nipponic approaches«, *Social Science Information* 20 (1981) und »Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft«, *Leviathan* 11, no. 3 (1983), sowie mit weiterführenden Erläuterungen zum teutonischen System: Christian Fleck, *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, Kap. 1 und 4.

⁶ *Los Angeles Times*, May 31, 1933, p. A4.

tee, katholischen Spaniern mit Geldern amerikanischer Juden zur Hilfe zu kommen.⁷ Doch warum hieß dieses Committee dann nicht von Anfang an »in Aid of Displaced Jewish Scholars«?

Auch der selbstbewusste Schlusssatz des Kommentars der *Los Angeles Times* war um jene Spur zu optimistisch, die man gerne für ein Charakteristikum des amerikanischen Selbstbildes hält. 1933 waren die USA alles Andere als der »main carrier of science«. Die amerikanischen Universitäten waren von der Weltwirtschaftskrise, die dort Great Depression genannt wurde und wird, derart massiv betroffen, dass es zu Entlassungen, Lohnkürzungen und Aufnahmestopps in fast allen öffentlichen und privaten Universitäten kam; nur ein Drittel der Universitäten blieb von Entlassungen verschont. Selbst wohldotierte Forschungsinstitute mussten kürzertreten, wie beispielsweise jenes für biomedizinische Forschung, das dank einer Stiftung der Familie Rockefeller in New York seit Beginn des 20. Jahrhunderts tätig war und das in der Tat zu einem »main carrier« in seinem Feld geworden war. Einheimische arbeitslose Akademiker sonder Zahl machten eine freundliche Aufnahme von im Ausland Entlassenen unwahrscheinlich. Dass die USA, von wenigen Ausnahmen abgesehen, damals noch nicht die neue wissenschaftliche Weltmacht waren, illustriert auch die Verteilung der Nobelpreise für Physik, Chemie, Medizin und Physiologie. Bis 1940 gingen von diesen Preisen nur zwölf an Amerikaner, halb so viele wie an Deutsche und nur doppelt so viele wie an Österreicher; 13 Franzosen, 21 Briten und 29 andere Europäer vervollständigen das Bild der damaligen Verteilung wissenschaftlichen Prestiges auf Staaten. Der Kommentator der *Los Angeles Times* hätte allerdings recht behalten, wenn er seinen Abschlusssatz im Futur formuliert hätte. Die USA wurden, während sich das Nazi-Reich in Europa immer weitere Gebiete unterwarf, zum Zufluchtsort vieler vertriebener Wissenschaftler und zum neuen Zentrum der wissenschaftlichen Welt. Ob zum Aufstieg dieses amerikanischen Imperiums der Zustrom der europäischen Wissenschaftler kausal beitrug, wird immer noch debattiert und wird sich wohl endgültig nie klären lassen. Außer Zweifel steht jedoch, dass die transatlantische intellektuelle Migration einen Beitrag leistete.

Die Tatsache, dass wegen der Verfolgung politischer Gegner und weil Juden in Deutschland nicht mehr als Beamte beschäftigt sein durften, be-

⁷ Stephen Duggan kündigte im Frühjahr 1939 in seiner Funktion als Direktor des IIE an, für spanische Exilwissenschaftler sei geplant, ein Komitee »along the lines of that already functioning in behalf of German, Austrian and Czecho-Slovak scholars« einzurichten, *New York Times*, April 16, 1939, p. G5. Ob es dazu kam, ist mir unbekannt.

kannte und prominente Wissenschaftler genötigt waren, sich im Ausland nach einer Fortsetzung ihrer Karriere umzusehen, hatte paradoxe Folgen: Ausländische Kollegen reagierten entrüstet auf die Entlassungen und man darf vermuten, dass sie weniger empört gewesen wären, wenn die Nazis die antijüdischen Beschränkungen nur gegenüber der nächsten Generation in Kraft gesetzt, die jüdischen Professoren aber im Dienst belassen hätten, wie anfangs die Weltkriegsteilnehmer unter ihnen. Weil die Elite der deutschen Wissenschaft drangsaliert wurde, reagierten ihre Kollegen im Ausland mit aktivem Widerspruch. Sie boten ihre guten Dienste an, die in der Folge dann auch jenen zugutekamen, die noch gar nicht zum Kreis jener zählten, die im Ausland bekannt waren oder Bekannte hatten. Ein Numerus clausus gegen jüdische Studenten in Deutschland allein hätte vielleicht auch zu einem Bericht in einer der großen Tageszeitungen in Paris, London, New York oder Los Angeles geführt, aber wohl kaum dazu, dass vielbeschäftigte Universitätsprofessoren ihre Labors und Schreibstuben verlassen hätten, um Komitees zu gründen und an deren Sitzungen teilzunehmen.

Die rasche Reaktion nichtdeutscher Wissenschaftler und mit der Administration von Wissenschaft Befasster auf die ersten Zeitungsberichte über Entlassungen ihrer Kollegen in Deutschland wurde stimuliert und verstärkt durch Augenzeugenberichte der ersten aus Berlin und anderen Universitätsstädten geflohenen Kollegen. Die Hilfsanstrengungen wurden bislang fast nur in autobiografischen Texten und Rechenschaftsberichten der unmittelbar Beteiligten geschildert und daher auch nur unzureichend analysiert. Das erste Kapitel unternimmt es, diese Gründungsgeschichten vergleichend darzustellen. Dabei geht es neben der Schilderung der facettenreichen Geschichte auch um die analytische Perspektive, diese Aktivitäten in den soziokulturellen Rahmen zu stellen, in dem sie stattfanden. Wiener jüdische Professoren, Privatgelehrte und Mäzene trafen sich mit britischen Gentleman-Gelehrten und wurden von in Ungarn oder Russland Geborenen, die ihre Zelte in Deutschland fluchtartig abgebrochen hatten, darin bestärkt, dass »etwas getan« werden müsse. Dass das alles in Wiener Kaffeehäusern und beim Tee in einem Innenstadtpalais geschah, passt zu den wohl etablierten Stereotypen über Österreich. Sie werden durch das, was dann weit ab vom deutschen Kulturraum getan wurde, allerdings in den Schatten gedrängt. In den Räumen der Royal Society und in dem von amerikanischen Philanthropen finanzierten Büro des Emergency Committee versammelten sich in den folgenden gut zehn Jahren Bittsteller, hilfsbereite Sekretärinnen und Personalakten.

Sowohl die in London gegründete Society for the Protection of Science and Learning, die unter einem anderen Namen (Academic Assistance Council) gegründet wurde und unter wiederum anderem Namen (CARA: Council for Assisting Refugee Academics) heute immer noch tätig ist, als auch das New Yorker Emergency Committee, das 1944 seine Arbeit für beendet erklärte, führten über ihre Tätigkeit geradezu penibel Buch und übergaben ihre Aktenbestände später zwei der berühmtesten Bibliotheken der Welt: In der Bodleian Library in Oxford liegen die Akten der britischen und in der New York Public Library jene der amerikanischen Flüchtlingshilfsorganisation. Beide Archive wurden von Biografen, Historikern und Wissenschaftsforschern genutzt, doch bislang hat noch niemand die Tätigkeit eines derartigen Hilfskomitees selbst zum Gegenstand der Untersuchung gemacht.⁸ Im

8 Statt eines ermüdenden Literaturberichts mögen die folgenden Hinweise auf markante Veröffentlichungen zur Wissenschaftsemigration und die Hilfe für Vertriebene genügen: Gerhard Hirschfeld, »Die Emigration deutscher Wissenschaftler nach Großbritannien 1933–1945«, in: Gottfried Niedhart (Hg.), *Großbritannien als Gast- und Exilland für Deutsche im 19. und 20. Jahrhundert*, Bochum: Brockmeyer 1985, S. 117–40; Friedrich Stadler (Hg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, Wien: Jugend & Volk 1987; Herbert A. Strauss, Tilmann Buddensieg und Kurt Düwell (Hg.), *Emigration: Deutsche Wissenschaftler nach 1933. Entlassung und Vertreibung*, Berlin: Technische Universität 1987; Gerhard Hirschfeld, »The defence of learning and science ... Der Academic Assistance Council in Großbritannien und die wissenschaftliche Emigration aus Nazi-Deutschland«, in: *Jahrbuch Exilforschung 6: Vertreibung der Wissenschaften und andere Themen*, München: text + kritik 1988, S. 28–43; Friedrich Stadler (Hg.), *Vertriebene Vernunft. Internationales Symposium, 19. bis 23. Oktober 1987 in Wien*, Wien: Jugend & Volk 1988; Gerhard Hirschfeld, »A high tradition of eagerness ... British non-Jewish organisations in support of refugees«, in: *Second chance: Two centuries of German-speaking Jews in the United Kingdom*, ed. Werner E. Mosse, Tübingen: Mohr 1991, S. 599–610; Gerhard Hirschfeld, »Zuflucht in Großbritannien: Zur Emigration deutschsprachiger Prager Wissenschaftler nach 1938«, in: *Drehscheibe Prag. Zur deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933–1939*, München: Oldenbourg 1992, S. 75–86; Peter Weibel und Friedrich Stadler (Hg.), *Vertreibung der Vernunft – The cultural exodus from Austria: Eine Ausstellung des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht und Kunst unter der Schirmherrschaft der Biennale von Venedig 1993; 11. Juni 1993 bis 10. Oktober 1993, Fondaco Marcello, Venezia*, Wien: Löcker 1993; Mitchell G. Ash and Alfons Söllner, eds., *Forced migration and scientific change: Emigre German-speaking scientists and scholars after 1933*, Cambridge: Cambridge University Press 1996; Claus-Dieter Krohn u. a. (Hg.), *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*, Darmstadt: Primus 1998; Reinhard Siegmund-Schultze, *Mathematiker auf der Flucht vor Hitler: Quellen und Studien zur Emigration einer Wissenschaft*, Braunschweig: Vieweg 1998; Harald Hagemann, Claus Dieter Krohn und Hans Ulrich Eßlinger (Hg.), *Biografisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933*, München: Saur 1999; Giuliana Gemelli, ed., *The »unacceptable«*:

zweiten Kapitel wird das für das amerikanische Komitee versucht, um herauszufinden, wie das rasch etablierte kleine Büro und seine wenigen, meist über lange Zeit tätigen Mitarbeiter die selbst gestellte Aufgabe bewältigten. Den Helfern war es von Beginn an darum zu tun, nur den Besten unter den vertriebenen Wissenschaftlern beim Neuanfang unter die Arme zu greifen, wozu sowohl ein wissenschaftlicher Elitismus als auch die Rücksichtnahme auf die arbeitslosen Jungakademiker im eigenen Land beitrugen. Allerdings hatten diese Helfer nur beschränkte Mittel zur Verfügung und waren nie in der Lage, jemandem einen Arbeitsplatz zu geben. Was sie taten und tun wollten, war als Makler aufzutreten und amerikanischen Colleges, Universitäten und Forschungsstätten, die gewillt waren, jemandem vorübergehend Asyl zu gewähren, die passenden Kandidaten zu vermitteln und einen Lohnzuschuss zu zahlen. Makler haben aber nun, gleichgültig ob sie Ehemillige oder gewöhnliche Arbeitssuchende betreuen, stets das Problem, zwei zueinander passende zu finden und zueinander zu bringen. So wenig das bei der Eheanbahnung immer klappt, so wenig funktionierte es bei vertriebenen Wissenschaftlern.

Im Zentrum der Analyse steht die Frage, die im Titel des Buches angesprochen wird: Wie etablierten sich Vertriebene in der Fremde? Das erst- oder nochmalige Fußfassen ist kein singulärer Vorgang, sondern ein Prozess, der manches Mal rasch erfolgte, oft jedoch zeitraubend war. Und es ist ein Prozess, der auf mehreren Ebenen stattfand, nicht auf allen synchron ablief und nicht auf jeder Ebene von Erfolg gekrönt war. Einen Etablierungsprozess auch nur im Fall eines Einzelnen bilanzieren zu wollen, heißt eine Summe aus mehreren Elementen zu bilden, deren Vorzeichen nicht immer gleich sind und zwischen denen eine Gewichtung vorzunehmen nahezu unerlässlich ist. So kann jemand durchaus in vertretbarer Zeit eine ausreichend gut bezahlte Stelle bekommen haben und dennoch mit seinem neuen Dasein unglücklich geblieben sein. Manches empfundene Unglück wurzelt in Einflussfaktoren, die auch anders hätten gestaltet werden können, andere ent-

American foundations and refugee scholars between the two wars and after, Brussels: Lang 2000; Johannes Feichtinger, *Wissenschaft zwischen den Kulturen: Österreichische Hochschullehrer in der Emigration 1933–1945*, Frankfurt/M.: Campus 2001; Edward Timms and Jon Hughes, eds., *Intellectual migration and cultural transformation: Refugees from National Socialism in the English-speaking world*, Wien: Springer 2003; Jeremy Seabrook, *The refuge and the fortress: Britain and the flight from tyranny*, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2009 und Shula Marks, Paul Weindling and Laura Wintour, eds., *In defense of learning: The plight, persecution, and placement of academic refugees, 1933–1980*, Oxford: Oxford University Press 2011.

zogen sich der bewussten Modifikation. Was die Helfer im günstigsten Fall bieten konnten, war die Fortsetzung der eigenen Arbeit unter neuen Bedingungen, doch günstige Bedingungen waren rar.

Die Karrieren vertriebener Wissenschaftler unter dem Gesichtspunkt von Etablierungsprozessen zu betrachten, hebt zuerst einmal hervor, dass es um Interaktionen zwischen den Neuankömmlingen und denen ging, die vor Ort waren. Die dortigen Etablierten reagierten nicht alle gleich und nur wenige immer selbstlos. Unverhohlen zum Ausdruck gebrachter Antisemitismus war in diesen Jahren noch nicht verpönt, sondern begegnete wohl fast jedem der von den Nazis Vertriebenen, die sich ironischerweise oftmals erst durch Hitler zu Juden gemacht sahen. Verbündete und Fürsprecher zu finden war ebenso notwendig, wie für die eigenen Ideen Gesprächspartner und für die eigenen Texte Veröffentlichungsmöglichkeiten zu finden. Die von den Etablierten über Generationen hinweg eingeübten Gewohnheiten, die sich zu Institutionen, Normen und Regeln verfestigt hatten, denen sie selbst auch unterworfen waren, traten den Außenseitern noch weitaus fremder gegenüber. Jemand musste schon ein gerüttelt Maß an Selbstvertrauen besitzen und eine Menge Glück haben, um seinen Weg zu machen. Ein Übermaß an Selbstvertrauen konnte ihm dabei ebenso in die Quere kommen wie eine mangelhaft ausgebildete Bereitschaft, die Spielregeln zu beachten. Schließlich ging es aber immer darum, einen Platz zu finden, an dem man einen Lohn erhielt und einer Arbeit nachgehen konnte, bei der man seine bisherigen Kompetenzen pflegen und neue wissenschaftliche Leistungen erbringen konnte. Die meisten vertriebenen Bildungsbürger, die sich in die USA retten konnten, landeten im Hafen New Yorks und fast alle versuchten, in dieser Stadt zu reüssieren. Die Dichte des personalen und institutionellen Netzwerks New Yorks erwies sich zugleich als Vor- und Nachteil. Man erfuhr mehr, traf eine größere Zahl möglicher Kollaborateure, doch traten sich die Stellensuchenden auch gegenseitig auf die Zehen. Die amerikanischen Quäker starteten deswegen ein Re-location-Programm und warben unter Flüchtlingen dafür, doch in andere Gliedstaaten zu wechseln.⁹ Wissenschaftler, die beispielsweise in ein »black college« im Süden wechselten, mussten sich dann aber nicht nur in einer noch weit weniger vertrauten Welt zurechtfinden, sie

⁹ Haim Genizi, »New York is big: America is bigger: The resettlement of refugees from Nazism, 1936–1945«, *Jewish Social Studies* 46. 1984 (1).

büßten auch soziale Kontakte ein, die sie von dort wieder wegbringen hätten können.¹⁰

Den zweiten Teil des Buches bilden Fallgeschichten, die es erlauben, mit größerer Detailliertheit auf die Etablierungsbemühungen vertriebener Wissenschaftler einzugehen. Bei der Auswahl der Fälle ging es mir vor allem darum, den Biografen bekannter Personen noch etwas Neues hinzuzufügen und wenig oder gar unbekannte Personen gleichsam vorzustellen. Wie bei jeder Auswahl von Einzelfällen ist die Begründung immer ein wenig subjektiv und willkürlich. Im vorliegenden Fall war zuerst entscheidend, ob eine ausreichende Materialbasis gegeben war. Dann sollte eher dem Prinzip der Extremgruppenvergleiche gefolgt werden. Schon aus Gründen des Umfangs, aber auch aus dem systematischen Grund, berufliche Etablierungsprozesse nachvollziehbar zu machen, beschränken sich die Porträts weitgehend auf die öffentliche Rolle des Wissenschaftlers und lassen nahezu alle privaten Aspekte beiseite.

Der Wiener Gymnasial- und Volkshochschullehrer Edgar Zilsel wurde Jahrzehnte nach seinem Ableben als einer der Begründer der wissenschaftssoziologisch inspirierten Wissenschaftsgeschichte wieder entdeckt und dank der Studien, die ihm damals gewidmet wurden, wissen die Interessierten über die wichtigen Stationen seines Lebens Bescheid. Hier geht es mir vor allem darum, Zilsels wissenschaftssoziologische Schriften mit jenen des unumstrittenen Begründers der Wissenschaftssoziologie in den USA, Robert K. Merton, zu kontrastieren und der Frage nachzugehen, warum sich diese beiden Autoren nicht getroffen haben. Durch Heranziehung bislang nicht berücksichtigter Archivmaterialien und einer Rekonstruktion des kurzen amerikanischen Lebensabschnitts Zilsels wird sein gescheiterter Versuch, eine monografische Darstellung der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft zustandezubringen, auf mehr als nur eine Ursache zurückgeführt.

Der in Krakau geborene, mehrere Jahre in Wien tätige Psychologe Gustav Ichheiser gelangte mit viel Glück im mittleren Lebensalter in die USA. In Europa hatte er es nie zu einer universitären Stelle gebracht und daher wäre er eigentlich von der Hilfe der akademischen Flüchtlingskomitees ausgeschlossen gewesen. Da die Mitarbeiter der Londoner SPSL in dieser Frage weniger pingelig waren, halfen sie ihm mit einem mit der Wahrheit großzügig verfahrenenden Einladungsschreiben, knapp vor Kriegsbeginn aus War-

10 Gabrielle Simon Edgcomb, *From Swastika to Jim Crow: Refugee scholars at black colleges*, Malabar, FL: Krieger 1993.

schau abreisen zu können. Wie viele andere Gestrandete unterstützten die Londoner Helfer auch Ichheiser bei seinem Bestreben, in die USA weiterzureisen, und kamen für seine Schiffspassage auf. Nach einem kurzen Zwischenstopp in New York wechselte Ichheiser nach Chicago, wo er unter den dortigen Soziologen Interessenten an seiner Art von Sozialpsychologie fand, die ihm Veröffentlichungsmöglichkeiten vermittelten und bei der Arbeitssuche behilflich waren. Keine dieser Stellen füllte ihn aus, jede verlor er nach kurzer Zeit; auch einen längeren Aufenthalt an einer kleinen Universität im amerikanischen Süden, wo Ichheiser es erst- und einmalig zu einer Stelle als Professor brachte, beendete er abrupt. Schließlich landete Ichheiser in der Psychiatrie, der er nach mehr als zehn Jahren auf eine Weise wieder entkam, die man in einem Roman für schlecht ausgedacht halten würde. Die Einzelheiten sollen hier nicht vorweggenommen werden. Sein Fall zeigt, dass die Etablierung an äußeren Widrigkeiten ebenso scheitern konnte, wie an einer eigenwilligen Persönlichkeit, die mit jeder erlebten Zurückweisung nur noch schwieriger wurde. Einer seiner Chicagoer Mentoren, Hans Morgenthau, der selbst mehrere Jahre lang vom Emergency Committee unterstützt worden war,¹¹ schrieb nach Ichheisers Tod an einen Kollegen, der sich ebenfalls intensiv um ihn bemüht hatte, »the trouble with I[chheiser] was that he lived his social theories«. Nicht alle sozialwissenschaftliche Theorien eignen sich, ihrem Urheber bei deren Anwendung von Vorteil zu sein.

Paul F. Lazarsfeld, der nur fünf Jahre jünger als Ichheiser war, zählt zu den einfluss- und erfolgreichsten Soziologen der Mitte des 20. Jahrhunderts. Viele halten den in Wien Geborenen gar für den Prototyp des amerikanischen Wissenschaftsunternehmers. Seine ersten Schritte dahin werden im fünften Kapitel geschildert, in dem deutlich wird, dass selbst der Erfolgreichste das nur werden kann, wenn er günstige Gelegenheiten vorfindet, diese für sich zu nutzen in der Lage ist und von Etablierten dabei Unterstützung erfährt. Hätte sich Lazarsfeld nach Ende seines Rockefeller Fellowship 1935 nicht über Visa-Bestimmungen der US-Regierung hinweggesetzt, hätte sich wohl bewahrheitet, was er in einem am Todesbett gegebenen Interview sagte: »I would now be dead in a gas chamber of course if I could have become a dozent at the University of Vienna.«¹² Zum rechten Zeitpunkt am

11 Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, *Report 1938*, p. 10, Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, *Report 1940*, p. 11, Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, *Report 1941*, p. 12.

12 Pasanella, Ann K., Interview mit Paul F. Lazarsfeld, Februar – April 1975, William E. Wiener Oral History Library of the American Jewish Committee, Jewish Division, New

richtigen Ort zu sein war von entscheidender Bedeutung. Lazarsfeld war das gelungen, weil er nach zwei Jahren als in New York Gehätschelter und in Wien Bewunderter seiner sozialen Umgebung nicht einzugestehen gewillt war, dass seine berufliche Zukunft alles andere als rosig war. Ein paar Jahre später hätte ihm selbst die von ihm demonstrierte Risikobereitschaft vermutlich nicht mehr zum Erfolg, ja nicht einmal zum Überleben verholfen.

Etablierungsprozesse von vertriebenen Wissenschaftlern konnten nur dann erfolgreich verlaufen, wenn die Hilfesuchenden soziale Unterstützung fanden. Neben der materiellen Hilfe durch Komitees hatten Ratschläge und Empfehlungen durch Etablierte eine entscheidende Bedeutung. Diese individuellen Unterstützungen sind weitaus schwieriger zu analysieren, weil die dafür nötigen Dokumente – Briefwechsel, Empfehlungsschreiben und Ähnliches –, falls überhaupt noch vorhanden, weit verstreut sind; über in Gesprächen gewährte Hilfen wissen wir bestenfalls aus autobiografischen Berichten der Beteiligten. Im sechsten Kapitel wird versucht, an einem ohnehin nur rudimentär dokumentierten Fall, jenem des 1931 regulär an die Harvard University berufenen Nationalökonom Joseph A. Schumpeter, aufzuzeigen, worin solche persönliche Anteilnahme am Schicksal Vertriebenen bestand. Schumpeter, den manche Autoren den Vertriebenen zuzählen, gehörte selbst nicht dazu und sah sich auch nicht als jemand, der in weiser Voraussicht seiner Entlassung in Bonn zugekommen wäre. Seine Neigung zu raschen und pointierten Urteilen über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, gepaart mit seinem Drang, Dinge zuzuspitzen und nicht davor zurückzuschrecken, das herauszufordern, was im gehobenen amerikanischen Englisch *conventional wisdom* genannt wird – eine Formulierung, die auf den auch in Harvard lehrenden Ökonomen John Kenneth Galbraith zurückgeht –, hat Schumpeter mache schlechte Nachrede eingebrockt. Eine angebliche Affinität zu den Nazis, mindestens ein anfängliches Verständnis für deren Politik geistert durch die Schumpeter-Literatur. Dass das nicht nur unzutreffend ist, sondern die Person Schumpeters grob verzeichnet, zeigt die detaillierte Auseinandersetzung mit der Korrespondenz, die in seinem Nachlass erhalten geblieben ist.

In den sechs Kapiteln dieses Buches wird den Details von Etablierungsprozessen breiter Raum gegeben. Das wird nicht getan, weil der Autor in den verschiedenen Archiven, die er über die Jahre hinweg konsultieren konnte, glücklicherweise so viel Material fand und seine Funde der Leserschaft nicht